

(Nachdruck verboten.)

Cressy.

Roman von Bret Harte.

Frau Mc Kinstry wischte mit der Schürze einen Stuhl ab und ihn vor dem Besucher niederlegend fuhr sie in mütterlichem Tone fort: „Wenn Sie einmal hier sind, setzen Sie sich und thun Sie wie zu Hause. Meine Mannsleut' sind alle draußen, aber einer wird ja bald wieder da sein: der Tag ist noch gar nicht dagewesen, daß sie nicht alle fünf Minuten von Mutter Mc Kinstry 'was haben wollen.“

Ein gewisser rauher Stolz leuchtete auf ihrem sorgenvollen, gebräunten Antlitz. Dieses starkknochige Weib von kaum mehr als mittlerem Lebensalter hatte es verstanden, jahrelang eine mütterliche Autorität auszuüben, nicht bloß gegen Gatten und Brüder, sondern auch gegen die drei bis vier Männer, welche als Teilhaber oder Lohnarbeiter auf dem Ranch lebten, eine teils ererbte, teils aus der Gewöhnung entspringende Sympathie für ihre „Jungens“ und ihre „Mannsleut“, und das stete Zusammensein mit ihnen hatte sie ihrem eignen Geschlechte teilweise entfremdet. Sie konnte als die prächtige Repräsentantin einer an der Südwestgrenze nicht ungewöhnlichen Klasse jener Frauen gelten, welche die rauheren Gehäusen ihrer rauhen Gatten und Brüder gewesen, die ihre Entbehrungen und Leiden mehr mit männlicher Festigkeit als weiblicher Geduld ertragen haben, jener Frauen, die ihre Lieben auf aussichtslose Abenteuer oder zu der schrecklichen Vendetta schickten, teils weil ihnen das als selbstverständlich erschien, teils auch aus Parteileidenschaft, die eifrig die Verwundeten gepflegt hatten, um sie zur Fehde wieder tüchtig zu machen, oder trockenen Auges und Rache im Herzen ihre Toten in Empfang genommen hatten. Kein Wunder, daß Cressy Mc Kinstry unter diesem Einfluß so seltsam geartet war. Zudem er die Mutter betrachtete — freilich nicht ohne eine gewisse Achtung — verglich Herr Ford sie mit der echt weiblich anmutigen Gestalt der Tochter und fragte sich, wo in Cressys jugendlich vollen Konturen die Möglichkeit lag, in die derbe Gestalt vor ihm verwandelt zu werden.

„Hiram hatte die Absicht, heute früh nach der Schule zu kommen und mit Ihnen zu reden,“ bemerkte Frau Mc Kinstry nach einer Pause, „aber ich denk', er hat wohl am Fluß nach dem Vieh sehen müssen. Das ist dies Jahr so wild und rennt immer am Fluß und in den Binsen herum, daß meine Leute gar nicht aus den Stiefeln kommen. Hank und Jim sind von frühmorgens noch nicht vom Pferde gewesen, und Hiram hat die ganze Nacht an der Westgrenz' patrouilliert, damit die Harrisons nicht übertreten — der ist seit vierzehn Stunden im Sattel. Haben Sie Hiram vielleicht gesehen, wie Sie herkamen? Dann haben Sie am Ende auch bemerkt, was für ein Schießgewehr er bei sich hat? Seine Büchse steht ja dort. Am Ende hat er bloß seinen Sechsläufer mit, und die Harrisons sind gemein genug und lauern ihm auf. Aber“, fügte sie, zu einem weniger wichtigen Gegenstande übergehend, hinzu, „ich denk', Cressy kam zur Zeit.“

„Ja,“ entgegnete der Lehrer verzweifelt.

„Ich denk', sie sah gut aus,“ fuhr Frau Mc Kinstry fort. „Sie hat sich da unten in Sacramento ein paar neu-modische Kleider zugelegt. Das sagen wenigstens unsre Leute. Ich habe mich diese Jahre um die Mode gar nicht gekümmert.“ Wie erklärend ließ sie die Finger über die Falten ihres eignen groben Kleides gleiten, doch ohne ein Zeichen von Bedauern oder Entschuldigung.

„Sie schien tüchtig vorgearbeitet zu haben,“ bemerkte der Lehrer, um von dem Thema über das Kostüm seiner Schülerin abzulenken, „aber wenn ich recht verstanden, soll sie nun regelmäßig zur Schule kommen — ist sie wieder im stande, sich gänzlich den Schularbeiten zu widmen — und — und — hat sie ihr Verlöbniß — gelöst?“

„Hat sie Ihnen denn das nicht gesagt?“ forschte Frau Mc Kinstry in gelindem Staunen.

„Sie wohl,“ entgegnete der Lehrer in einiger Verwirrung, „aber —“

„Wenn sie's gesagt hat,“ unterbrach ihn die Frau be-

stimmt, „dann wird's auch so sein, und Sie können sich drauf verlassen.“

„Aber da ich für die Disciplin in meiner Schule den Eltern und nicht den Schülern verantwortlich bin,“ entgegnete der junge Mann hartnäckig, „hielt ich es für meine Pflicht, das von Ihnen zu hören.“

„Ja, ja,“ meinte Frau Mc Kinstry gedankenvoll, „dann ist's wohl besser, Sie reden mit Hiram. Das mit Selb' Davis haben sie und ihr Vater besorgt, damit habe ich nichts zu thun gehabt. Hiram wird das Ihnen und andren Fremden schon erklären.“

„Sie begreifen wohl,“ sagte der Lehrer mit leichter Zurückweisung der angedeuteten Klassifikation, „daß die Gründe meiner Anfrage über den Schulbesuch Ihrer Tochter darin zu suchen sind, daß es mir nötig erscheint, den Unterricht Ihrem Alter entsprechend einzurichten; vielleicht halten Sie es auch für angemessener, sie in einem Damen Seminar unterzubringen.“

„Ja, ja,“ unterbrach ihn Frau Mc Kinstry hastig, doch ob ihr der Rat nicht paßte oder der Gegenstand ihr langweilig war, vermochte der Lehrer nicht zu ergründen. „Reden Sie nur mit Hiram darüber. Er ist indes jetzt nicht gut zu sprechen auf Ihre Schule,“ setzte sie zögernd hinzu, „und hat sich mit dem Vieh und den Harrisons so abzuplacen, deshalb müssen sie schon'n bißchen vorsichtig sein. Er sollte eigentlich schon hier sein. Ich weiß gar nicht, wo er bleibt.“ Mit einiger Unruhe wanderte ihr Auge nach dem Winkel, wo die Büchse ihres Gatten stand. Plötzlich erhob sie, die Anwesenheit des Gastes vergessend, ihre Stimme:

„Ach, Cressy!“

„Ach, Ra!“

Die Antwort kam aus einem inneren Raume. Im nächsten Augenblicke erschien Cressy in der Thür mit etwas trotziger Miene, die der Lehrer sich nicht zu erklären vermochte, wenn er nicht vermuten sollte, daß sie gehorcht habe. Ihr prächtiges Kostüm hatte sie mit einem anschließenden groben blauen Kleide vertauscht, welches die anmutigen Formen ihres Körpers deutlich hervortreten ließ. Mit leichtem Kopfnicken gegen den Lehrer und der Frage: „Wie geht's?“ wandte sie sich zu ihrer Mutter, welche die Bekanntschaft der beiden nicht beachtete. „Cressy,“ sagte sie, „Papa ist fort und hat seine Büchse hier gelassen; Du könnt' sie ihm bringen, bevor er noch an die Grenze kommt. Kannst ihm auch sagen, daß der Herr Lehrer hier ist und ihn sprechen möcht.“

„Einen Augenblick,“ unterbrach der Lehrer, als das junge Mädchen ruhig nach dem Winkel schritt und die Waffe aufhob. „Ueberlassen Sie das mir. Ich muß ja nach der Schule zurück und werde ihn wohl treffen.“

Frau Mc Kinstry schien beunruhigt. Cressy schaute ihn erstaunt an. „Nein, Herr Fort,“ wandte Frau Mc Kinstry in mütterlichem Tone ein, „da sollten Sie sich nicht hineinmischen. So was ist nichts für Sie und Harrisons Jungens gehen doch auch in Ihre Schul.“

„Es ist passender für den Lehrer als für einen seiner Schüler und noch dazu ein junges Mädchen,“ warf Herr Ford ernst ein, indem er dem halb amüsierten, halb widerstrebenden Mädchen das Gewehr abnahm. „Bei mir ist es ganz sicher und ich verspreche, daß ich es keinem andren als Herrn Mc Kinstry übergeben werde.“

„Vielleicht wird es weniger bemerkt, als wenn es einer von uns trägt,“ murmelte Frau Mc Kinstry erleichtert, indem sie, ohne den andern zu beachten, ihre Tochter anblickte.

„Sie haben ganz recht,“ bemerkte der Lehrer gelassen, warf die Hüfte über die Schulter und wandte sich zur Thür. „So will ich denn Adieu sagen und werde versuchen, Ihren Mann zu finden.“

Frau Mc Kinstry zupfte unschlüssig an den Falten ihres Rockes. „Vielleicht trinken Sie'n Schluck, bevor Sie gehen,“ sagte sie mit schlecht verhehlter Erleichterung. „Ich vergess' wahrhaftig ganz, was sich gehört. Cressy, hol' mal die Flasche.“

„Nicht für mich, ich danke,“ widersprach Herr Ford lächelnd.

„Ach, ich seh' — Sie sind natürlich Temperenzler,“ sagte sie mit einem duldsamen Seufzer.

„Das wohl nicht,“ entgegnete der Lehrer, „ich habe kein Gelübde getan; manchmal trinke ich — aber nicht heute.“

Frau Mc Kinsty runzelte die Stirn.

„Merkt Du nicht, Ma,“ warf Cressy schnell ein. „Der Herr Lehrer trinkt manchmal, aber nicht Branntwein. Das ist's.“

Ihrer Mutter Stirn glättete sich wieder. Cressy schlüpfte vor dem Lehrer zur Thür hinaus und ging ihm voran zur Pforte. Als sie dort angelangt war, wandte sie sich um und sah ihm ins Gesicht.

„Was sagt' Ma dazu, daß Sie mich vorhin sahen?“

„Ich verstehe Sie nicht!“

„Daß Sie mich mit Joe Masters auf dem Wege gesehen haben?“

„Sie sagte nichts.“

„Hm,“ machte Cressy gedankenvoll, „was haben Sie ihr davon erzählt?“

„Nichts.“

„Dann haben Sie uns wohl nicht gesehen?“

„Ich sah Sie allerdings mit jemand — wer es war, weiß ich nicht.“

„Und Sie haben Ma nichts gesagt?“

„Nein. Das ging mich nichts an.“

Er sagte sich, daß das alles mit dem Zweck seines Kommens nichts zu thun habe. Aber es war zu spät, nochmals darauf zurückzukommen, und sie sah ihn mit so sonderbarem Ausdruck an.

„Der Joe Masters ist ein närrischer Kerl. Ich sagte ihm, daß Sie seine Dummheiten sähen.“

„In der That.“

Herr Ford stieß die Pforte auf. Da das Mädchen zögerte, mußte er sie einen Moment halten, ehe er hindurchschritt.

„Ma begriff nicht, warum Sie nicht trinken. Sie denkt, Sie sind wie die andern. Darum kann sie es nicht begreifen und andre auch nicht.“

„Mir scheint, sie ist um Ihren Vater besorgt, und sie erwartet, daß ich mich beeile,“ entgegnete der Lehrer mit Nachdruck.

„Das ist wahr,“ meinte Cressy boshaft. „Sie werden ihn da in der Dichtung treffen. Aber Sie sehen so sonderbar aus mit der Flinte. Sie steht Ihnen gut. Sie sollten immer eine tragen.“

Der Lehrer lächelte leise, sagte „Adieu!“ und verabschiedete sich von dem Mädchen, nicht aber von ihren Augen, die ihm noch weiter folgten. Selbst als er das Ende des Pfades erreicht hatte und zurückblickte, lehnte sie noch an der Pforte, einen Fuß auf die unterste Sprosse gesetzt und das Kinn in die Hand gelegt. Sie machte eine leichte Handbewegung, welche er aber bei der Entfernung nicht recht verstehen konnte; vielleicht zeigte sie ihm, wie er die Flinte trug, vielleicht auch warf sie ihm einen Kuß zu.

(Fortsetzung folgt.)

Der Weg des Thomas Trud.*)

Roman von Felix Holländer.

„Ich bin kein Nationalist. Nur mein Verstand ist es; aber was ist der Verstand denn sonst, als ein kleines, elendes Laternenlicht mitten in einem großen, weiten Dunkelboden. — Das in mir, was fühlt und empfindet, das ist Ich. Das ist die Tiefe, das Meer, die Unendlichkeit in mir. Da unten wogen die Kräfte, von denen ich abhängig bin; doch im Grunde dieses Meeres giebt es unterirdische Verbindungen mit dem Weltocan. . . . Die Verständigkeit, die sich ausbreitet und alles sein will, ertötet und verleugnet etwas in mir. Das Feinste in mir, das Tiefe, „Doch in jedem Fall das Unlügeste!“ Nüchlich für wen und was? . . . „Nüchlichkeit“ ist ein Dogma, so wie „Glaube“ und „Wahrheit“; es gilt nur, es richtig und nicht zu eng zu verstehen. Nüchlich ist das, was uns dazu bewegt, zu leben, das Leben zu fühlen. Ein Traum ist nüchlich, wenn er schön ist. Was die Wahrheit angeht, so ist sie nicht zu finden; und die Wahrheit, die man finden kann, ist gleichgültig. — Phantasie; Farben ins Leben, Reichthum in die Empfindungen, Tiefe in die Existenz — warum sollten wir vom Worte Illusion uns schrecken lassen? — Fast alles, was uns dazu bewegt, zu leben, das Leben zu fühlen, ist oder beruht auf Illusion. — Die nebelumschleierten Höhen, der einsame See mit seinen Nixenträumen und seiner Nirwanastille . . . Die Wissenschaft kommt mit ihrer Laterne und sagt: der Rebel ist Wasserdunst; der Wald ist nichts anderes als zehntausend Föhrenbäume; der See

besteht aus so und so viel Kilogramm Wasserstoff plus so und so viel Kilogramm Sauerstoff; die Existenz von Nixen und Nirwanastille hat man nicht nachweisen können. Was geht das mich an? — Für mich sind die nebelumschleierten Höhen und der einsame See mit Nixenträumen und Nirwanastille trotzdem die „Wahrheit“. Der Wasserstoff und der Sauerstoff sind mir gleichgültig. — Ich will träumen: ich will illusioniert sein!“

Man könnte dies Bekenntnis aus Arne Garborgs „Nüden Seelen“, dem Roman, der für die Psychologie der modernen „Defacence“ dieselbe klassische Bedeutung hat, wie Goethes „Werther“ für die Empfindsamkeit des achtzehnten Jahrhunderts, auch dem letzten Holländerschen Werke, und so viel andern mythisch schillernden Produkten, welche die neueste Litteratur zu Tage fördert, als Motto voransetzen; so schlagend treffen die Worte das Wesentliche der liberalen in diesen Werken durchgehenden Grundstimmung. Nirgends kann man den modernen Nihilismus und die tiefsten Springquellen desselben, seinen Zusammenhang mit dem modernen Aesthetentum, sowie seine Entwicklung aus den Seelenängsten eines banförmig gewordenen Dekadentenpessimismus in so anschaulicher und tiefer Klarheit verfolgen wie in dem Garborgschen Roman. Gabriel Grams „Wille zur Illusion“, das ist im letzter Instanz der Wille zu einem beruhigenden, das Dasein festlich erleuchtenden Glauben, der Wille, vor dem kritisch auflösenden Denken, das alle Vorstellungen auf ihren Wahrheits- und Wahrscheinlichkeitsgehalt untersucht, in das Dämmerreich gläubiger Gefühle zu fliehen. Und so, in dieser Stimmung, findet Gram, der freigeistige Libertiner, der alle Lebensideale aus seinem Herzen höhnisch weggespottet hat und den es nun in dieser selbstgeschaffenen Einsamkeit graunt, den Weg zum Christentum zurück. Ob nach dem Sinn des Dichters diese Wendung ein Hinauf oder Hinab, eine Gesundung oder einen gänzlichen Zerfall bedeutet, darauf wird man in dem wunderbaren Buch, das sich einfach und schlicht als bloßes Dokument zur Seelenkunde unsrer Zeit giebt, vergebens nach einer Antwort suchen. Der Poet bleibt hinter dem Vorhang.

Ganz anders bei dem Holländerschen Buche. Die Art, in der der Autor uns von dem Weg des Thomas Trud, der schließlich gleichfalls auf christliche Gedankenspfade zurückführt, berichtet, läßt keinen Zweifel daran, daß dieser Weg nach des Dichters Ueberzeugung der Weg des Heiles und der Erlösung sei. Er steht nicht über seinem Helden, er steckt in ihm drin, noch mehr, er schaut zu ihm als einem Ideale auf. Und, vom moralischen Gesichtspunkte aus betrachtet, ist dieser Thomas Trud, man mag zu seinen mythischen Tendenzen sich stellen, wie man will, in der That hochachtungswürdig, ein ehrlich Ringender, ein Mensch von seltener Reinheit des Gefühls und starkem Opfermut. Nicht als ein jammernder Bankrotteur des Lebens, mit gebrochenem Willen wie Gabriel Gram, sondern als ein Aufrechter, als ein Kämpfer und Dulder, langt er bei seiner letzten christlich religiösen Entwicklungsstation an.

Aber wie dürftig ist es mit seinem geistigen Entwicklungswege bestellt! Nach den Intentionen des Dichters soll Trud doch wohl als ein Gereifter, der die höchsten Ergründungstufen des modernen Denkens in sich durchlebt und irgendwie „überwunden“ hat, zu seinem neuen Glauben gelangen. Jedenfalls läme seinem Entwicklungsgange nur dann, wie doch der Autor will, etwas wie eine tiefere programmatistische Bedeutung zu. In Wirklichkeit aber läuft dieser Held gerade an dem Größten, was die Zeit seinem Denken zu bieten hätte, wie ein Blinder vorüber. Weder die Naturwissenschaften, die er als Mediziner kennen lernt, noch auch der Socialismus und die grandiose Conception der materialistischen Geschichtsauffassung, noch endlich irgend eine der tiefer beherrschenden Philosophien, lassen irgendwelche befruchtenden Spuren in seinem Geiste zurück. Er entwickelt sich über diese Standpunkte nicht hinaus, sondern an ihnen vorbei. Was er von Philosophie in sich verarbeitend aufnimmt, beschränkt sich auf etwas Eugen Dühring'sche Moralistik und die geistreich spielende Egoistenideologie Max Stirners: der Einzige und sein Eigentum, über die hinauszuwachsen es in der That keiner allzu großen Anstrengungen mehr bedarf. Und mit dem Socialismus rechnet der blutjunge Herr Doktor gar wie einer der allergrünsten Litteraten ab. „Die materialistische Geschichtsauffassung predigt das Zwangsrecht und die Autorität und führt zur Knechtung des Einzelnen (!).“ Nach ihr hat das Individuum nicht den leisesten Spielraum mehr (!). . . Das Individuum wird unter das Joch des Zukunftsstaates gesperrt. Es wird gefüttert, aber es darf nicht zum Bewußtsein seines Ich kommen. . . (!). In dieser völligen Verneinung und Leugnung der Persönlichkeit haben die freien Geister den Bankrott der materialistischen Geschichtsauffassung, des gemeinen Socialismus erlitten (!). Sie haben erkannt, daß die Wurzeln des Volksgrams tiefer ruhen als in den ökonomischen Verhältnissen — daß an sich eigentlich schon heute die Produktionsmittel in den Händen der Arbeiter (!) sind, daß nur durch ein geheiligtes Raubrecht die Produktion (!) ihnen gestohlen wird.“ Diese wunderlichen Kreuz- und Quersprünge vollführt der Doktor nicht etwa in Uebermut einer paradoxen Laune, sondern in dem feierlichen Pronunciamento, mit dem er seine reife Periode, den Uebergang vom Kultus des freien zum Kultus des religiösen Ich ankündigt. Nicht als heitere Verflügelung auf eine gewisse Art bramabasierenden Prophetentums, sondern in vollem Ernst läßt der Verfasser sie von seinem

*) Berlin, S. Fischer's Verlag, 2 Bände. 1901.

Selben vollführen. Man hört förmlich den Autor hinter der Scene Bravo rufen. Und eine solche jugendlich unberührte Seele, deren Wille zur Illusion so gewaltig ist, daß sie nicht einmal das Aller-nächstliegende anders als in burlesk verzerrter Weise aufzufassen vermag, soll uns als ein Ueberwinder, als einer, der zu neuen Höhen der Menschheit den Weg weist, aufgerebet werden! Ein Prophet, der, um die Dinge, die er verdonnert, auch nur in ihrem gröberen Umriß lernen zu lernen, noch ein paar Semester lang die Bänke der eben erst verlassenen Universität zu drücken hätte!

Eine ähnliche Verworrenheit herrscht in den Gedanken, mit denen er von jenen gepriesenen „freien Geistern“, diesen Verkündern selbstherrlichen Persönlichkeitsbewußtseins, aus die Brücke zu seinem neuen religiösen Empfinden schlagen will. Sein Promunciamiento löst sich da in völlig begriffsloses Stammeln auf. Jene Denker, sagt er, „haben begriffen, daß das höchst entwickelte Ich, die reine Persönlichkeit ein Bild der — Unendlichkeit ist. Denn was anders bedingt die Ehrfurcht vor der Persönlichkeit, wenn nicht ihre Unendlichkeit, ihre Ewigkeit. Der Mensch aber, dem dieser Gedanke erst einmal aufgegangen, fühlt sich eins und verwoben mit dem All. Für ihn entsteht die Gleichung: Ich = All usw.“ Im Handumdrehen ist das Bewußtsein des Verwobenseins mit dem All ein Gefühl, das jeder kennt und anerkennt, aus dem sich aber schlechterdings noch gar kein Glaube herauskühlen läßt, in das absurde, und an Absurdität die christliche Dreieinigkeits-Formel weit hinter sich lassende Bekenntnis: Ich = All verwandelt. Ein Spiel der Worte, welches in wildem Tannmel Vernünftiges und Sinnloses durcheinander bligen läßt, so daß das geblendete Auge nicht mehr die Farbe der einzelnen Elemente zu unterscheiden vermag! Charakteristisch nicht nur für diesen Propheten, sondern für das Prophetentum das Mysticismus überhaupt.

Aber auch wenn man sich mit den verengten geistigen Horizonten der Helden abfindet, und den Roman einfach als Charakterisierung und Zeitbild betrachtet, läßt sich nicht allzuviel Erfreuliches von ihnen berichten. Die Personen sprechen und handeln alle so, daß man niemals zu der vollen Ueberzeugung ihrer Realität kommt. Sie behalten etwas Fremdes, Verschiebendes, daher auch Gleichgültiges. Und gar nicht selten wird man aus dieser Indifferenz durch allzu große Theatereffekte zu direkten Widersprüche aufgeschreckt. Gänzlich verunglückt scheint vor allem auch die Schilderung des „Nachlichts“, jenes Berliner Litteraten-, Künstler- und Utopistenkreises, in dem der junge Trud allmählich zur Selbständigkeit heranreift. Jedes einigende Band unter den Leuten fehlt. Sie sind nicht typisch und noch viel weniger individuell. Ueberall im Reden und Handeln wird man daran erinnert, daß jeder von ihnen im Plane des Romans sein ganz bestimmtes Princip zu verkörpern hat und nun, mit unerbittlicher Gewalt, an diese Marschroute gebunden ist. Es sind verstandesmäßig konstruierte Schemata, keine wirklichen Menschen. Die Leben schaffende Sonne der Phantasie fehlt. Und wie hart, wie edig und stimmungslos sind auch die eingestreuerten Berliner Straßenschilder! Kotzig an Kotzig, auf dünnen Füßen nebeneinander gesädel. Welch unendlicher Abstand von der Kunst, mit welcher z. B. Johannes Schlaf in seinem gleichfalls mystischen Roman „Das dritte Reich“, das Leben der Weltstadt in mächtigen Zügen uns schauen läßt! Dazu kommt eine gewisse gleichmäßige Feierlichkeit des Stils, die, alles doppelt und dreifach unterstreichend, auf die Dauer höchlichst ermüdet.

Schon diese künstlerischen Mängel, deren Aufzählung hier noch leicht fortgesetzt werden könnte, lassen eine stärkere propagandistische Wirksamkeit dieser mystisch-humanitären, von gewissen Tendenzen der „Neuen Gemeinschaft“ ausströmenden Bekenntnisschrift als ausgeschlossen erscheinen. — Conrad Schmidt.

Kleines Revue.

— Eine alte Handelsstraße. Der „Ziff. Blg.“ wird geschrieben: Die bisherige Annahme, daß die chinesische Kultur sich in ihrer Abgeschlossenheit zu der relativ hohen Stufe selbst entwickelt habe, kann nach den neuesten Entdeckungen in Zentralasien nicht aufrecht erhalten werden. Zuerst ist es Eben Hedin gelungen, in dem heutigen Wüstenland von Ostturkestan die Reste uralter Städte, Skulpturen, Gemälde und Manuskripte in chinesischer, indischer und griechischer Sprache anzufinden. Aber die Frage, wie diese verschiedenen Sprachen, besonders die griechische, in diese Gegenden gekommen sei, blieb zunächst noch ungelöst. Ein deutscher Forscher, Dr. Aurel Stein, hat dann anfangs dieses Jahres im Auftrag der indischen Regierung neue Ausgrabungen veranstaltet, die die Lösung näher brachten. Nach einem vom Vater Dahmann in Köln hierüber gehaltenen Vortrag bedeckte Stein im Januar ein buddhistisches Kloster auf und fand dabei an 200 Dokumente, die auf Holzplatten von vorzüglicher Erhaltung geschrieben sind. Die Schrift deutet auf den Anfang unserer Zeitrechnung, die Sprache scheint ein indischer Dialekt. Dieser Fund übertrifft an Bedeutung und Umfang alle bisher gemachten Funde indischen Ursprungs. Neben indischen wurden auch griechische Münzen und Siegel aus den letzten 3 Jahrhunderten v. Chr. gefunden. Die ersteren weisen teilweise zwei verschiedenprachige Inschriften auf den beiden Seiten auf: griechisch und indisch oder chinesisch und indisch. In dem Funde sind auch die bisher ältesten bekannten Schriftensmale Tibets in

einer bis jetzt unentzifferten Schrift enthalten. Die jüngsten Entdeckungen des französischen Forschers Charles Bonin haben endlich diese Rätsel einer Mischkultur gelöst, indem es ihm gelang, eine alte Handelsstraße anzubeden, die China mit den westlichen Kulturländern verbunden hat. In Entfernungen von je 5 Kilometer standen an derselben 10 Meter hohe Türme, die mit einer mehrere Meter hohen Mauer zum Schutze der Karawanen gegen die Nordstürme verbunden waren. Diese Straße eröffnet einen ganz neuen Ausblick auf die Entwicklung der chinesischen Kultur; sie ist mit einer Ausdehnung wie etwa die Strecke Madrid-Moskau ein bedeutenderes Bauwerk als die berühmte chinesische Mauer. Hier in dem jetzigen Ost-Turkestan schnitten sich die Straßen, die aus dem Abendlande und aus Indien nach China führten; wo sich jetzt Wüste ausbreitet, war zu Anfang unserer Zeitrechnung ein bedeutendes Kulturland, durch das die Erzeugnisse Chinas nach dem Abendland, die chinesischen Pilger nach Indien und später die christlichen Missionäre nach China zogen. Im 2. Jahrhundert v. Chr. berührte der frische Hauch der westlichen Kultur zum erstenmal das bis dahin abgeschlossene Reich der Mitte und dann vollzog sich auch der Umschwung in der Kulturentwicklung, die sich besonders prägnant in der Verwendung der Weintraube als Ornament zeigt. Auf diesem Handelswege eroberte sich die chinesische Fremde den römischen Weltmarkt, während umgekehrt die Kultur fremder Völker, hauptsächlich des syrischen, von bedeutendem Einfluß auf die chinesische wurde. Von dort kam den Chinesen die Kunst der Seidenweberei; die Glas- und Porzellanmanufaktur und auch die indisch-buddhistische Kunst, die in China Eingang fand, stammt mittelbar von Syrien. Es sprechen auch Anzeichen dafür, daß syrische Architekten in China Verwendung gefunden haben. —

Theater.

Berliner Theater. „Die rote Robe“ von Vrienz. — Endlich hat nun die „Rote Robe“ von Eugène Vrienz auch in Berlin ihre öffentliche Aufführung erlebt. Paul Lindau hatte das Stück bereits in der vorigen Spielsaison, noch bevor es in der Freien Volksbühne gespielt wurde, angekündigt; es waren rein äußere Umstände, die die Erfüllung des Versprechens so lange hinaus-zögerten. Dem Erfolge haben sie nichts geschadet. Er war fast stark und durchschlagend. Mit Spannung hatte man die lange hinausgeschobene Vorstellung erwartet, es herrschte richtige Premierenstimmung. Bis auf den letzten Platz war der große Theaterraum gefüllt, und so stark war der Andrang schon in dem Vorverkauf gewesen, daß an der Abendkasse überhaupt kein Billetverkauf mehr stattfand.

Die Spannung war nicht verwunderlich! Denn nach dem, was von dem Stück bekannt geworden, durfte man in der That etwas Neues, etwas auf der Berliner Bühne fast Unerhörtes vermuten, eine mit subjektivem Pathos durchtränkte, ebenso heißend satirische wie feurig berebete sociale Anklage, welche die Klippen der heimischen Censur offenbar nur darum unverstümmelt hatte passieren können, weil der Ankläger also auch die Angestragten nach ihrem Nationalen Franzosen waren. Aber wie verschwindet in dieser Satire das spezifisch Französische, dem man doch wohl die ungewohnte Toleranz der W-herde zu danken hat, vor dem allgemein Menschlichen und Socialen, vor dem, was ebenso gut deutsch oder französisch ist! Unsere Abgeordneten freilich erfreuen sich, wie bekannt, ganz und gar nicht jener verhängnisvollen Macht, die Herr Mondoubleau, der Deputierte und Ministerfreund, in dem Vrienzschen Stücke so charakteristisch ausnißt. Aber die Streberei im Richterstande, die Vrienz geißelt, ist doch wohl nicht daran, daß gerade die Abgeordneten die einflußreichsten Sterblichen sind, gebunden! Und ebenso unabhängig von jeder Besonderheit des nationalen Charakters und der politischen Institutionen ist der tiefe hier entrollte Konflikt zwischen ruhig prüfender menschlicher Gewissenhaftigkeit, die, ehe sie einen Unschuldigen bestraft, lieber zehn Schuldige entweichen läßt, und den Tendenzen, die das Amt des Untersuchungsrichters und des Staatsanwalts so oft, und bei ehrsüchtigen, kaltherzigen und oberflächlichen Naturen fast unvermeidlich erzeugt. Der gerichtliche Prozeß, den der Dichter vor unsren Augen sich abspielen läßt, — derselbe ist den Lesern ja noch von der Volksbühnenvorstellung her in gutem Gedächtnis — hat mit politischen Interessengegenlägen nichts zu thun. Die blinden Leidenschaften ausgeprägter Klassenjustiz, die von vornherein alle Gerechtigkeit des Urteils unmöglich machen, greifen nirgends störend ein. Es ist ein einfacher Fall der bürgerlichen Strafrecht, wie er sich zu Hunderten und Tausenden Jahr für Jahr wiederholt. Und doch, wie spielen hier schon allerhand versteckte Vorurteile, versteckte und offen ausgesprochene Nebenabsichten, die von dem geraden Wege der Urteilsfindung abseits führen, mit! Und zwar — eben dieses Moment ist als das eigentlich Typisch-Bedeutungsvolle von Vrienz mit großer psychologisch-er Kraft hervorgekehrt — ohne daß irgend ein klares Bewußtsein, wider die richterliche Pflicht der Unparteilichkeit zu verstoßen, bei den handelnden Personen bestünde! Verfährt nicht Mouson, der Untersuchungsrichter, bei seinem Verhöre nach seiner Ansicht völlig korrekt? Es ist wahr, er schlichtert den Entlastungszeugen ein, und schenkt auch im Verhöre des Angeklagten selbst vor den widerwärtigsten Listen nicht zurück, und wäre es nach ihm gegangen, so hätte ein Unschuldiger mehr auf der Quislinie sein Leben lassen müssen! Aber alles das vollzieht sich mit gutem, mit bestem Gewissen. Er glaubt eben, daß die Aussage

jenes Jagen nur von der rechten Fährte abführen kann und daß er in dem Angellagten den wirklichen Mörder vor sich hat. Da ist keine Spur irgend welcher sich von dem gewöhnlichen Leben weit entfernenden Theaterböswichterei. Nein, die Verschuldung Rouzons, und ebenso die des Staatsanwalts Bagret, weist in jene Tiefen des Seelenlebens zurück, die der bewußten Kontrolle halb und halb entzogen sind, und über welche die heimliche Interessiertheit des Willens so leicht und so gerne immer dichtere und dichtere Schleier breiten lernt. Rouzon glaubt und geht allen Zweifeln an seinem Glauben in weitem Umkreise aus dem Wege, im letzten Grunde, weil er an diesem Glauben interessiert ist. Seine Eitelkeit, seine Karriereaussichten, seine Rechtshaberei sind dabei engagiert, daß er mit seiner Hypothese recht behalte. Und ganz ähnlich liegt der Fall bei Bagret, der erst in der Entscheidungsstunde unter dem Drucke fürchtbarster Verantwortung, zu völlig freier sittlicher Selbstbestimmung erwacht. Das Interesse aber, welches hinter dem Glauben steht, ihn gegen alle Gegengründe blind und gepanzert macht, verbirgt sich als das eigentliche Motiv vor dem Bewußtsein. Was ist in allen Sphären des menschlichen Lebens alltäglicher als dieses Versteckspiel des Interesses mit dem Glauben und Meinen? Und gerade dies, die Alltäglichkeit des allgemeinen psychologischen Vorgangs, an welchen uns das Briegische Schauspiel erinnert, giebt seiner Anlage etwas so weitaus Greifendes und Erschütterndes. Das Spiel verstedter Eitelkeiten, das so oft nur komisch und erheitend wirkt, wird furchtbar und entsetzlich, wenn seinen Trägern Macht über Leben und Tod, Ehre und Schande in die Hand gegeben ist.

Die Aufnahme des Stückes in der öffentlichen Aufführung war ähnlich wie die in der „Freien Volkshöhle“. Der erste Akt mit seiner gallenbittern, aber noch handlungsarmen Satire wurde mit Anteilnahme, die beiden folgenden Akte — die Scenen vor dem Untersuchungsrichter und bei der Prozeßverhandlung — mit regster Spannung und nicht endemwollendem Beifall aufgenommen. Der Schlußakt traf zwar auf keine Opposition, aber er konnte, bei dem unerwarteten und gewaltsam grellen Ausgang, nicht mehr in gleicher Weise fesseln. Alles in allem zeigte sich, daß, wie sehr man auch durch die ungleich intimere und diskretere Seelenschilderung des neuen Naturalismus dem früheren französischen Theaters entfremdet ist, dieser Briegische Stil, der dramatische Schlagkraft mit einer an die Herzen greifenden Metrik verbindet, trotz alledem, was sich naturalistisch-ästhetisch gegen ihn einwendend läßt, noch außerordentlich starker Bühnenvirkungen fähig ist.

Die Aufführung war mit großem Fleiße vorbereitet, blieb aber, wie nicht anders zu erwarten, hinter der ausgezeichneten Volkshöhle-Vereinsvorstellung, die das reicher ausgestattete Lessing-Theater in der vorigen Saison veranstaltet hatte, doch um ein Wenigliches zurück. Insbesondere hielt der Rouzon des Herrn Laube einen Vergleich mit der lebensprühenden Prachtfigur, die Herr Neusch in gleicher Rolle geschaffen hatte, aus. Sehr wirksam war dagegen Herr Pittschau als Staatsanwalt Bagret, und vor allem, nach langem Schweigen endlich wieder hervortretend, Frau Riemann-Rabe als Janetta. Wunderbar gelangen ihr die sanften rührenden Accente, aber nicht in demselben Maße die Ausbrüche der elementaren Leidenschaft. Herr Wehrlin war ein guter Elshögare und Herr Conrad ein ausgezeichnete Depulierter. —

Musik.

Central-Theater. Gegenüber der Internationalität, die unsre moderne Musik durchzieht, und die teils auf die Natur der Zukunft, teils vielleicht auch auf weltgeschichtliche Verhältnisse zurückgeht, bilden gewisse als „niedriger“ angesehene Arten musikalischer Werke eine interessante Ausnahme. Zumal die Operette ist nationaler als man glauben möchte. Von der spanischen Zarzuela abgesehen, die vielleicht für uns „unübersetzbar“ ist, hat Frankreich oder genauer Paris von seinem Hervs, Offenbach, Lecocq, Audran jene auch schon international herumgekommenen Operettenform erhalten, der in Wien ein Johann Strauß und neben ihm Geringere wie Suppé, Millöder, Genée, Jeller — dann in England ein Sullivan, Jones und andre das Ihrige zur Seite gestellt haben. Ein Schaffen, daß sich fast noch unter unren Augen entfaltet hat! Ob da auch Berlin mitzählt? In der Reproduktion jedenfalls. Und doch: wenn wir uns jetzt mit einem Zauber Schlag zurückversetzen könnten in das Offenbach-Zeitalter der „Bouffes-Parisiens“ vor 40 und in das „Theater an der Wien“ vor 30 Jahren, an dem seit 1868 Richard Genée lapellmeister, komponierte und für sich wie auch für Andere librettierte — würden wir uns da nicht als Angehörige eines bronzenen Zeitalters gegenüber einem goldenen Kunstzeitalter fühlen?

Seine Geister heraufzubeschwören, dazu geben sich unsre zwei oder (mit dem des Westens) drei Operettentheater vielfache Mühe. Das Friedrich-Wilhelmsstädtische bereitet einen weitangelegten Offenbach-Cyklus vor, und das Central-Theater hat in eine jüngere, just Zwäjägrige Vergangenheit zurückgegriffen. Aus dem Jahre 1876 stammt „Der Seeladeit“ des vorgenannten Genée, also aus einer Zeit, in der „Handlung“ und „Melodie“ noch geschätzt waren als in besagtem Bronze-Zeitalter. Weniger als andre Operetten jener Zeit hat sich diese der Entwicklungstürme von einem Zeitalter zum andern erwehren können. Der anfängliche Erfolgsschlag hielt nicht lange vor. Heute, angesichts der Neu-Einstudierung, die sich

jedenfalls vorläufig erfolgreich zeigte, aber kommt uns da schwerlich das Gefühl, wir hätten es im Ganzen weiter gebracht.]

Das Central-Theater scheint auf diese Halbpremiere nicht viel verwendet zu haben. Das Stück (nach dem zweiten Abend, dem des Sonntags, zu urteilen) „sah“ nicht recht, und man spielte zu einem großen Teil nachlässig. Am wenigsten galt dies von Henry Bildner. Der Anerkennung, die wir der geschickten Vertreterin spähasther Rollen schon vor längerer Zeit spendeten, scheint jetzt eine Erhebung dieser Soubrette zu einem Liebling des Publikums und der Kritik nachzufolgen. Aber der Gesang, Fräulein, der Gesang — zumal oben! Therese Delma konnte es etwas besser, und Sigmund Kunstadt brauchen wir darin nicht noch mal loben. Doch wo hat Emil Sondermann seine Beweglichkeit und seine Virtuosität der Parodierung gelassen? Er scheint uns schon seit längerem entweder nicht genug Ammo oder nicht genug Zeit zu seinen Sachen zu haben.

Sollte das Central-Theater gar so sehr eines Jagens nach Vielerlei und nach äußeren Wirkungen bedürfen? Es hätte das Zeug, eine künstlerisch musterhafte Bühne für die heitere Komödie zu sein. An dauernden Erfolgen fehlt's ihm nicht; vielleicht am Publikum? — sz.

Völkerrunde.

— Aberglauben am Kongo. Der Antwerpener „Matin“ veröffentlicht folgende Stellen aus dem Tagebuche des Belgiers Albert Courboin, Vorksehers der Station Kongo (französisch-Kongo): 28. August 1901. Heute großes Leichenfest wegen des Todes der Lieblingsfrau des Häuptlings Lujambo. Die ganze Nacht Singen, Tanzen und Weinen. Bei Tage dauert das Getöse fort; dabei reiche Palmweinorgel. Die Tote wird zur Stundu-Ceremonie geschmückt. Man legt ihr Messinggeschmeide in Form von Armabändern an, schmückt ihr das Gesicht und legt ihr Brust und Leib bloß. Der Ganga, ein Zauberer, schlitzt diese Leiche mit einem für den Brauch bestimmten Messer auf, durchstößt das Innere der Leiche und befragt die Eingeweide. Aber der Stundu (Geist) ist schlecht, ein Beweis, daß auch die Empfindungen der Verstorbenen schlecht waren und eine Fortsetzung der Ehrlungen Unheil bringen würde. Alles Tanzen und Singen wird daher eingestellt, und man spricht von der Favoritin des Häuptlings nur noch mit Verachtung. — 30. August 1901. Durch einen ganz besonderen Zufall ist mein Einfluß auf die Bewohner, die mich Ganga-Voula (Zauberer) nennen, ganz beträchtlich gestiegen. Häuptling Lujambo hatte mir den Tod seines Lieblingsweibes angeündigt und mich zu dessen Totenfeier eingeladen. Da ich aber Arbeiten bedürftigen mußte, war ich fortgeblieben und gedachte heute hinzugehen. Uebrigens hatte ich einige Geschenke — Pulver und Kapseln — geschickt. Als dann der Stundu für schlecht erklärt wurde, meinten die Eingeborenen, ich hätte in meiner Eigenschaft als Zauberer dies schon vorher gewußt und daher nicht kommen wollen. Mein Capita bestätigte diese Auslegung, schmückte sie noch kräftig aus, und so verbreitete sich das Gerücht durch die ganze Gegend. —

Notizen.

c. Ein hochtrottiger Kritiker. Wie aus New York berichtet wird, ist zwischen dem „Theatrical Trust“ und mehreren großen Blättern ein schwerer Konflikt entstanden. Die allmächtige Theaterorganisation stellte an den „Commercial Advertiser“ das Ansuchen, seinen Kritiker, den sehr geachteten Norman Haggood, der die Leistungen des Theaters sehr ungünstig beurteilt, zu entlassen, und dies wurde das Signal zum Kampfe. Sofort stellten die fünfzehn Theater, die zu dem Trust gehören, alle Verbindungen mit der Zeitung ab und kündigten die bestehenden Verträge über die Anzeigen. Andre Blätter, die auch dem Trust feindlich gesinnt sind, wurden offiziell benachrichtigt, daß sie das gleiche Schicksal erwarten, wenn sie ihre Haltung nicht änderten. —

— Björnsons Drama „Paul Lange und Lora Warsberg“ hatte bei der Aufführung im Breslauer Lobe-Theater einen großen Erfolg. —

— Von der Censur verboten wurde die Aufführung von Karl Weibtreus neuer Komödie „Die Edelsten der Nation“ im Residenz-Theater zu Hannover. —

— Diejenigen Komponisten, welche ihre Werke in den Strauß-Konzerten des Berliner Tonkünstler-Orchesters zur Aufführung gelangen lassen möchten, werden gebeten, sich nicht an Herrn Hofkapellmeister Richard Strauß, sondern an die Direktion des Orchesters (Ludauerstr. 15) direkt zu wenden. —

— In Arnold Bödlins Nachlaß fand sich eine Komposition zu Goethes Lied: „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“; die Komposition wird demnächst veröffentlicht werden. —

— Die Schauspiellust mit Thee und Kuchen. Eine Neuerung im Londoner Theaterleben, die vor kurzen angefündigt wurde, ist jetzt eingetreten: das Brington Theatre bietet seinem Publikum in den Pausen Thee und Kuchen an. Alle Zuschauer, mit Ausnahme des „pit“ (Barriere), haben das Recht, am „afternoon tea“, der im Foher stattfindet, teilzunehmen. Im Royal Dudes singen die Schauspieler in den Pausen einige „Nummern“ von der Art wie in den Singspielhallen, während Diener Schüsseln mit Kuchen und Bonbons herumreichen. —